Schwimmen in der Nacht

Ben zu einer Schulfreundin zu fahren brachte ihren Tagesablauf ganz schön durcheinander; sie hatte wirklich genug zu tun. Andererseits mochte sie die Abgeschiedenheit des Autos, und wie seine Stimme beim Fahren über ihre Schulter heranwehte. Ben saß auf seiner Sitzerhöhung – er war klein für seine acht Jahre – und schaute aus dem Fenster, betrachtete die Straßen der Vorstadt, die geparkten Autos, während sie mithilfe seines Handys navigierte. Es lag vor dem Schalthebel, an das graue Plastik der Mittelkonsole gelehnt. Der kleine Pfeil war in dem Durcheinander von Rissen, die das Display überzogen, schwer zu erkennen – er hatte das Ding fast immer in der Hand, außer, wenn es ihm herunterfiel. Jetzt betrachtete er die reale Welt da draußen, als wäre er erstaunt, dass es sie gab. „Ich kann Barry McIntyre nicht leiden", sagte er.

„Nein? Warum nicht?"

Ihre besten Gespräche hatten sie stets im Auto. Zu Hause würde er mit „Keine Ahnung" oder „Nur so ..." antworten. Im Auto dagegen sagte er Dinge wie: „Aber Jungs an sich kann ich schon leiden. Jungs sind okay."

„Natürlich."

Warum konnte er so etwas nicht sagen, wenn sie sich einander gegenüberstanden? Was hatten ihre Augen an sich, dass er unter ihrem Blick unruhig wurde?

„Du bist ja selbst einer."

„Ich weiß."

Als Mutter konnte sie nicht anders – wann immer sie ihn ansah, glitt ihr Blick prüfend über ihn: Konnte sie dort nicht noch etwas zurechtzupfen, da etwas bewundern? Auch

wenn sie es gar nicht wollte. Sie wollte wirklich nicht zu der Art Frau werden, die sagte: „Setz dich gerade hin“ oder „Spiel nicht an deinen Haaren herum“.

„Na dann.“

Sie warf einen Blick in den Rückspiegel, sah seinen Kopf aber nur von der Seite. Sein widerspenstiges Haar wurde im Verlauf des Winters dunkler. In ein oder zwei Jahren würde es richtig braun sein.

„Ich kann einfach Basketball nicht leiden.“

„Ach ja?“

„Ja.“

Neulich hatte er „schwul“ als Schimpfwort benutzt. „Das ist so schwul“, hatte er beim Abendessen gesagt, und seine kleine Schwester hatte große Augen gemacht.

„Aber du spielst doch gerne Basketball“, betonte sie. Diese Lüge.

Er antwortete nicht.

„Spielt Barry McIntyre Basketball?“

Im Rückspiegel sah sie, wie seine Hand Richtung Gesicht wanderte.

„Lass die Finger von der Nase!“

Es war wie ein Reflex. Im einen Moment waren sie so wunderschön, ihre Kinder, so perfekt – und dann waren sie es nicht mehr. Sie liebte sie zu sehr, um sie in Ruhe zu lassen.

Während er die Randbezirke von Dublin betrachtete, fuhr sie weiter: Bäume im Frühlingskleid, Doppelhaushälften, eine hutzlige alte Frau, die mit ihrem Hund Gassi ging. Die Handyapp navigierte sie in eine Straße, die sie kannte, auch wenn die Route selbst ihr neu war, sie nicht darauf gekommen

wäre, sie zu nehmen. Bens Freundin hieß Ava, und sie war neu in der Schule. Sie wohnte im St. Clare Crescent, anscheinend irgendwo in der Nähe der Autobahn. Aber sie fuhren nicht über die Autobahn, sondern durch ein Gewirr aus kleinen Straßen, von denen sie manche kannte – hier ging es zum Gartencenter, dort zum Hundefriseur –; neu war ihr allerdings, dass man von der einen zur anderen kam, wenn man nur an der richtigen Stelle abbog.

„Was wäre dir lieber?", begann Ben, dann hielt er inne. Wenn man ihm nicht zeigte, dass man ihm zuhörte, dann weigerte er sich, den Satz zu beenden.

„Was meinst du?", fragte sie schließlich.

Da er nun wusste, dass er ihre volle Aufmerksamkeit hatte, fuhr er fort: „Würdest du lieber eine Tasse Lava trinken oder in einem Lavasee ertrinken?"

„O Mann."

„Was wäre dir lieber?"

„Nicht das schon wieder."

„Was davon?"

„Lava kann man nicht trinken."

„Klar kann man."

„Aus einer Tasse?"

„Einer aus Stein."

„Ich nehm den See."

„Würdest du lieber vom Dach fallen oder von einem Baum erschlagen werden?"

Er war besessen von Entscheidungen, vor allem von unmöglichen.

„Weder noch. Mir wäre es lieber, wenn mir nichts davon passieren würde."

„Würdest du lieber vom Dach fallen", beharrte er, „oder von einem Baum erschlagen werden?"

Vielleicht war er vom Tod selbst besessen. In jedem Fall kam sie aus der Sache nicht heraus.

„Dach", sagte sie.

„Okay."

„Was ist mit dir?"

„Auch Dach", gab er zu.

„Nicht gerade eins deiner besten", meinte sie.

Er zögerte kurz, nahm die Herausforderung an.

„Würdest du lieber von Feuerameisen totgebissen oder an einem großen Kran an den Zehen aufgehängt werden, bis dir der Kopf platzt?"

„Reizend!"

Er würde so weitermachen, bis er sie endgültig in die Enge getrieben hatte.

„Kran, bitte."

„Würdest du lieber im Dunkeln ertrinken oder im Dunkeln erwürgt werden?"

Er würde so weitermachen, bis sie tatsächlich starb.

„Ernsthaft?"

„In einem riesigen dunklen See voller Aale."

„Nichts davon. Absolut nichts. Mir wäre gar nichts davon lieber."

Während sie fuhr, überkam sie die Erinnerung an diese eine Nacht, in der sie schwimmen gegangen war, viele Jahre vor Bens Geburt. In einem See irgendwo im Nirgendwo im ländlichen Irland; sie war mit ihrer Clique auf dem Rückweg vom Pub gewesen. Kein Mond, vermutlich auch kein Sex – nicht an jenem Morgen, nicht in der Nacht davor, in der sie

eigentlich ihren obligatorischen Ferienhaus-Sex hätte haben sollen. Während sie im Dunkeln auf den See zuging, zog sie sich das Kleid über den Kopf. Natürlich gab es einen Mann in der Gruppe – nicht derselbe Mann, mit dem sie zu der Zeit zusammen war; ein anderer, ein verbotener Mann. Und keiner dieser beiden Männer würde später der Vater des Jungen werden, der jetzt hinter ihr saß. Sich mitten in der Nacht in einem Wald irgendwo im Nirgendwo nackt auszuziehen war eine Herausforderung, an beide gerichtet – jeder von ihnen würde seinen Zweck erfüllen. Das war alles schon so lange her.

Das Kleid war aus blauem Leinen, formlos und praktisch, ihre Unterwäsche dagegen wohl eher schick und unpraktisch in der Zeit vor Kindersitzen und Pyjamapartys und Telefonen, die einem sagten, wo’s langging. Auch ihr Körper würde nie mehr so zierlich sein wie damals – nur hatte sie das zu dem Zeitpunkt noch nicht zu schätzen gewusst. Und sie war betrunken gewesen, erinnerte sich nur bruchstückhaft an den Pfad zu dem kleinen Steg hinab, hatte ihn zu der Zeit auch nur bruchstückhaft erlebt, bis sie ihr Kleid auf die noch warmen Bohlen fallen ließ und auf den See hinaussah. In dem Moment verlangsamte sich alles und wurde glasklar. Torfpartikel schwebten im seidigen Wasser, färbten den See selbst bei Tageslicht braun. Jetzt, um Mitternacht, war er unvorstellbar schwarz, und sie spürte die unsichtbare Weite vor sich wie mit einem sechsten Sinn. Als sie den Blick senkte, sah sie die Schwärze schimmern wie Öl. Sie setzte sich ans Ende des Stegs, öffnete ihren schicken BH und ließ ihn zu Boden fallen. Eine Männerstimme verlangte, dass sie damit aufhörte. Die andere schwieg. Eine Frau sagte: „Nein,

Michelle, lass es" – und schon war sie drin. Sie stieß sich von der hölzernen Kante ab, während sie eintauchte, wurde mit einem lauten Klatschen von Wasser verschluckt, das sich in flüssige Stille verwandelte, ehe sie sich wieder dahin emporkämpfte, wo die Luft begann. Aus dem schwarzen Wasser an die schwarze Luft.

Während sie emporstieg und sich drehte, fühlte sie, wie der Alkohol sich unter ihrer Haut ausbreitete. Das Wasser war nicht einfach nur kalt, sondern regelrecht betäubend. Oder sie war betäubt. Es glitt an ihr entlang, während sie sich hindurchzog, in langen, ausgreifenden Kraulzügen, die sie von den anderen wegtrugen. Gleichzeitig schien es ihr, als käme sie nicht vom Fleck. An den Stimmen der anderen erkannte sie, dass sie sich bewegte – an den Lautfragmenten, die sie aufschnappte, während sie die Oberfläche durchpflügte, auf das Zentrum des Sees zu.

Wenn es das Zentrum war. Wenn es überhaupt die Oberfläche war, an der sie entlangschwamm. Alles um sie herum war so dunkel und nass, dass sie kaum noch sagen konnte, ob sie die Augen wirklich offen hatte. Sie fürchtete, dass sie nicht ganz waagerecht schwamm, sondern leicht nach unten geneigt, fürchtete, dass sie, wenn sie ihr Gesicht zur Seite drehte, um Luft zu holen, stattdessen Wasser einatmen würde. Die Rufe vom Ufer ertönten inzwischen nur noch sporadisch; die anderen schienen sie bereits aufgegeben zu haben. Sie schlug einen Bogen – oder versuchte es zumindest; die Lautfetzen halfen ihr, sich zu orientieren, und es war wichtig, die Richtung nicht zu verlieren. Sie musste sicher bleiben, wo oben war. Sie schob Wasser rechts und links an sich entlang, und auch wenn sie sich dabei zu einer Seite mehr eindrehte,

konnte sie nicht mit absoluter Gewissheit sagen, dass ihr Körper wirklich einen Bogen beschrieb. Eigentlich hätte sie kurz anhalten müssen, um sich zu orientieren, aber sie konnte nicht; sie wollte nicht. Es war – welch unerwartetes Geschenk – einfach herrlich: nicht zu wissen, wo oben und unten war, wo die Grenze lag. Sie löste sich auf. In diesem Moment hätte sie ertrinken können, und es wäre eine Wohltat gewesen.

Sie erhaschte einen Blick auf ihren weißen Arm, ein sehniger Schimmer, dem sie folgte – ihr Körper sein eigener Kompass –, bis sie vom Ufer die Stimme des Mannes hörte, mit dem sie eigentlich hätte schlafen sollen, das kurze Zigarettenglimmen desjenigen sah, mit dem sie nicht schlafen sollte (und aus irgendeinem Grund auch nie schlief; vielleicht hatte sie ihn mit dieser Aktion endgültig abgeschreckt). Ihr großartiges Statement wurde ein wenig untergraben von den scharfen Steinen, die sich im Uferschlamm in ihre Sohlen gruben, während sie dem See entstieg, hin zu Vorwürfen und kaltem Sex.

Am nächsten Morgen erwachte sie mit einem Ruck, der leicht wässrige Beischlaf der letzten Nacht bereits vergessen, verschwendet. Er war ohne sie vollzogen worden. Sie saß auf der Bettkante und atmete tief ein. Sie war am Leben. Und diese Tatsache platzierte sie in ihrem Geist. Stopfte sie mitten ins Zentrum ihres Seins. So etwas durfte sie nie wieder tun. Sie war vierundzwanzig Jahre alt, und hiermit gab sie den Tod auf. Betrunken oder nüchtern – es würde keine Seen im Dunkeln mehr geben.

„Weißt du, Ben, du darfst niemals nachts schwimmen gehen“, sagte sie nun, mehr als zwanzig Jahre später, in ihrem

Hyundai Hybrid sitzend. Gas, Bremse, Spiegel, Kupplung.

„Was wäre dir lieber?", fragte Ben.

„Nein, im Ernst, du musst mir versprechen, dass du das nicht machst, niemals. Nicht in einem See, denn der enthält kein Salz, deshalb würdest du einfach untergehen ... aber im Meer auch nicht. Vor dem Meer musst du immer Respekt haben. Es ist größer als du. Hörst du? Und du darfst nie – niemals! – schwimmen gehen, wenn du Alkohol getrunken hast, oder auch nur, wenn deine Freunde getrunken haben. Wenn du ein Teenager bist und einer deiner Freunde nach ein paar Bier zu dir sagt: ‚Komm schon, das wird lustig!', was antwortest du dann?"

„Was wäre dir lieber", sagte Ben geduldig.

„Nichts davon. Ich würde nichts davon lieber tun. Ich würde nicht lieber auf die eine oder andere Art sterben. Was ist los mit dir, Ben?"

Sie fuhren durch eine Straße, die von deprimierend kleinen, endlos gleichen Doppelhaushälften flankiert war. Handtuchgroße Gärten: Vogelbeere, Kirsche, Birke, Zierweide – ein schrecklicher Puschel am Stock. Sie wusste wirklich nicht, was sie hier zu suchen hatte. Es holte sie ein, selbst hier. Es würde ihre Kinder einholen – ihre eigene Dummheit. Sie war ihr aus dem Wasser heraus gefolgt. Mit dem Schwimmen in der Nacht war es nicht vorbei gewesen. Der Tod hatte sie noch einige Zeit danach fasziniert – ein paar Monate, ein Jahr. Denn den See konnte man natürlich hinter sich lassen, nicht aber die Sehnsucht selbst, mit all ihren Unmöglichkeiten.

Manches allerdings wurde möglich. Manches wurde real. Manche Probleme lösten sich durch die Existenz des Kindes auf dem

Rücksitz.

„Was wäre dir lieber", sagte Ben, „in einem Truthahn wohnen oder dass ein Truthahn in dir wohnt?"

„Was?"

„Was wäre dir lieber", wiederholte er nachsichtig, „in einem Truthahn wohnen oder dass ein Truthahn in dir wohnt?"

„Das ist eine sehr gute Frage", sagte sie.

„Was wäre dir lieber?"

„Das ist eine wirklich tolle Frage. Die beste bisher." Um ihn abzulenken, schaltete sie das Autoradio ein.

„Sind wir hier richtig?" Die App erklärte ihr, sie müsse jetzt rechts abbiegen. „Wohnt Ava hier?"

„Keine Ahnung."

„Sie ist deine Freundin."

„Nein, ist sie nicht. Sie ist nicht meine Freundin. Sie ist einfach nur ziemlich stur." Während sie durch ein großes offenes Tor in ein neugebautes Viertel einbogen, lag seine Hand erwartungsvoll auf der Tasche neben ihm.

„Ob wir hier wirklich richtig sind?"

St. Clare Close, St. Clare Court. Das kleine Labyrinth war um eine offene Grünfläche angeordnet, in deren Zentrum ein eindrucksvolles dreistöckiges Gebäude stand.

St. Clare's.

Da war es. All die Jahre. Ein ganzes Jahrzehnt lang hatte sie gerade mal fünf Meilen davon entfernt gewohnt, ohne zu ahnen, dass es am Ende dieser Straße stand, einer Straße, an der sie immer mal wieder vorbeigekommen war, auf dem Weg irgendwo anders hin.

Vor fast zwanzig Jahren war sie in einem Taxi zu diesem Haus gefahren, als es noch von grünen Wiesen umgeben gewesen war.

Damals war sie überzeugt gewesen: Der Fahrer wusste aufgrund der Adresse, dass sie verrückt war, auch wenn sie nicht richtig verrückt war; nur ziemlich kaputt. Mit Sicherheit wusste er, dass in seinem Taxi ein kaputter Mensch saß. Jeden Moment würde er sich zu ihr umdrehen und höhnisch grinsen, während sie das Tor passierten, an der gepflegten Parkanlage vorbei auf dieses große Haus zufuhren, diese Einrichtung.

Die Schwestern von St. Clare und St. Agnes. Eine Privatklinik.

„Scraggy Aggy" hatte man es genannt. Die Klapse. Ohne sich etwas dabei zu denken, hatte sie die Adresse ins Handy ihres Sohnes eingegeben.

„Was wäre dir lieber?", fragte Ben.

Deshalb hatte sie sich also an den See erinnert.

Es war seltsam, das Gebäude aus dieser Perspektive zu sehen. Ihre Zeit dort hatte sie in einem kleinen Raum verbracht, es vielleicht zweimal von außen gesehen: Das erste Mal schräg von unten, während sie die Stufen erklomm, und möglicherweise noch einmal bei einem Blick über die Schulter, als ihr Vater sie abholen kam. Im Park, an dessen Stelle heute die schicken kleinen Neubauten standen, war sie nie gewesen; vielleicht hatte man es ihr nicht erlaubt. Wahrscheinlicher war jedoch, dass man ihr nichts zum Anziehen gegeben hatte. Die meiste Zeit hatte sie geschlafen, oder einfach reglos in ihrem Krankenhausbett gelegen. Sie erinnerte sich, an einem Fenster gestanden zu haben – vielleicht war es sogar das Fenster im dritten Stock des dicken runden Turms gewesen, der sich wie ein Geschwür am Gebäude nach draußen wölbte. Sie erinnerte sich, von ganz

oben nach draußen geschaut zu haben, wie eine Frau im Märchen – doch sie befand sich nicht in einem Märchen, sondern im Mogadon-Nebel, ganz zu schweigen von all dem anderen Mist, den sie brav zweimal am Tag geschluckt und sich dabei gefragt hatte, ob sie jemals wieder scheißen würde. Das schien niemanden zu interessieren. Stattdessen interessierten sie sich für ihre Gefühle. Auch wenn „interessieren" vielleicht das falsche Wort war – sie beobachteten sie.

„Mutter", sagte Ben – ein Wort, das er nur verwendete, wenn er wirklich sauer war. Sie hatte vergessen, „Was meinst du?" zu sagen.

„Was meinst du?", sagte sie.

„Würdest du lieber in einem Truthahn wohnen?"

„Sind wir hier richtig?", fragte sie. „Wohnt sie hier?"

Sie hatte mitten auf der menschenleeren Straße angehalten. Zwei Kinder, eins konnte noch nicht richtig laufen, spielten auf den ausladenden Granitstufen vor der Eingangstür des Gebäudes, das einst als „Scraggy Aggy" bekannt gewesen war. Es war in Eigentumswohnungen umgewandelt worden – die vermutlich ein Vermögen kosteten. Während sie die Fassade anstarrte, kamen weitere Erinnerungen hoch: eine Art Foyer, in dem sie sich angemeldet hatte. Ein großes Wohnzimmer für die Nonnen, in dem ihr Vater sich aus einem Chintz-Sessel erhoben hatte, als sie hereinkam, um sich nach Hause bringen zu lassen. Das war der Raum auf der linken Seite, mit den hohen Decken, in dem die Mutter der beiden kleinen Kinder den Vorhang zurückgezogen hatte, um aufpassen zu können, dass sie in der Nähe blieben.

Es hatte einen trostlosen Aufenthaltsraum gegeben, in dem

man rauchen durfte – wo war der noch gewesen? Alle dort qualmten 20 Zigaretten am Tag, die kaputten Ehefrauen aus ihren Vorortparadiesen mit ihren zitternden Händen und den reizenden Morgenmänteln. Sie hatten in diesem stinkenden Zimmer mit den Kunstledersesseln gehockt und auf ihre Handgelenke gestarrt. Wer dort jetzt wohl wohnte? Jemand Fleißiges, Junges. Jemand, der Orchideen in ein Fenster stellte, das einst zugenagelt gewesen war. Dieser Jemand rauchte nicht. Dieser Jemand trat ahnungslos aus einer hübschen Privatwohnung hinaus in den Gemeinschaftskorridor, in dem vor so vielen Jahren traurige Menschen endlos auf- und abgegangen waren. Weinend, nicht weinend, stumm, auf das Münztelefon starrend.

„Nummer 74." Die Stimme ihres Sohnes triefte vor Verachtung, und ihr wurde klar, dass sie sich nicht von der Stelle bewegt hatten, eingefroren waren.

Die Treppenstufen stellten für die beiden Kinder eine Art natürliche Grenze dar. Sie blieben auf dem oberen Absatz und fuhren mit ihren Dreirädern auf der ebenen Fläche hin und her. Der Kante näherten sie sich nicht.

Die letzten acht Jahre ihres Lebens hatte sie damit verbracht, sich um die Sicherheit von kleinen Kindern zu sorgen.

Sie gab vorsichtig Gas, während Ben laut die Nummern der Häuser vorlas, die zum Platz hin lagen: 67, 69, 71.

„Wo sind denn die geraden?", fragte sie, während sie das Gebäude langsam umrundeten – als steuerten sie auf eine Falle zu. Genau so hatte ihr Leben sich angefühlt, kurz bevor es auseinanderbrach – alles war zu sehr miteinander verbunden gewesen. Und jetzt geschah es wieder: die Fahrt

ohne klares Ziel, Bens alles andere als witziges Entweder-oder-Spiel, der Gedanke, dass ihr Sohn Bescheid wusste, natürlich wusste er Bescheid, der Geruch klebte immer noch an ihr: das brackige Wasser des Sees.

Sie entdeckte das Fenster des Aufenthaltsraums, oben im zweiten Stock. Ein Teil von ihr war immer noch dort oben, warf prüfende Blicke auf ihre Handgelenke. Rauchte eine nach der anderen. Starrte wochenlang einen Fleck an der Wand an. Wusste noch nichts von Ben. Wusste nichts von ihrer Tochter. Dort gab es noch keine Anzeichen dafür, dass sie einst in ihr heranwachsen würden.

„Da ist es! Vierundsiebzig, vierundsiebzig!"

Sie hielt an, zog die Handbremse, drehte sich um und betrachtete ihren Sohn auf der Rückbank, der gerade den Sicherheitsgurt öffnete. Ben warf ihr einen flüchtigen Blick zu; wie schön er war. Auch wenn seine Haare ganz zerstrubbelt waren und etwas auf seiner Oberlippe glänzte ... aber er war so sehr er selbst. Er sah sie unter langen Wimpern hervor an, als kenne er sie schon eine Ewigkeit. Sie war nicht in dem Gebäude da. Sie war hier, hier draußen, bei ihm.

„Benimm dich ordentlich", sagte sie, als er nach seiner Tasche griff und aus dem Wagen hüpfte. Für einen Jungen, der keine Mädchen mochte, stand er erstaunlich schnell vor Avas Tür.

„Ich hol dich morgen um elf ab."

Da kam er noch einmal zurück. Einen Moment lang dachte sie, dass er ihr einen Kuss geben wollte, aber er hatte bloß sein Handy vergessen. Sie reichte es ihm durchs Fenster, dann streckte sie den Kopf hinterher, um ihn zu ärgern.

„Mnnnnmm“, machte sie und spitzte die Lippen. Und er küsste sie tatsächlich, unvermittelt, bevor er wieder zum Haus rannte, auf dessen Veranda Ava schon auf ihn wartete. Ein kurzer, blonder Pferdeschwanz, ein Herz aus Pailletten auf dem T-Shirt, hüpfte sie bei seinem Anblick vor Freude auf und ab.

Der Kuss war eine unbeholfene Geste gewesen. Ein Schmatzer. Hastig. Sie spürte einen kalten Fleck auf der Wange, von seiner Nasenspitze.

„Ben!“, rief sie. „Warte kurz. Ben!“

„Was denn?“

„Ich würde lieber den Truthahn in mir wohnen lassen.“

„Okay!“ Er nahm ihre Antwort absolut ernst.

„Ganz klar.“

Es war nur eine Frage, dachte sie. Und warf einen Blick in den Rückspiegel, bevor sie losfuhr.

Am 9. März 2020 in der Druckausgabe des New Yorker *veröffentlicht.*